

MARKUS PFANNKUCHEN / MATTHIAS SELLMANN /
WERNER VEITH

»Zwischen personalem Ethos und systemischem Zwang« Bericht zum 10. Forum Sozialethik (04. 09. – 06. 09. 2000 in der Kommende, Dortmund)

Am 06. 11. 1998 starb *Niklas Luhmann*, einer der größten Provokateure normativer Theorieentwürfe. Trotz seiner überragenden Bedeutung in der deutschsprachigen Soziologie und trotz vielfacher Gesprächsangebote auch an die theologische Ethik ist eine umfassende Auseinandersetzung mit den Prämissen der Systemtheorie innerhalb der katholischen Sozialethik bisher ein Desiderat. Vordergründig mag das an dem kaum noch zu überschauenden Umfang des Gesamtwerkes mit weit über 10.000 Seiten und an der sehr eigenwilligen Begriffsarithmetik des Bielefelder Soziologen liegen. Dies kann als Analyse jedoch nicht befriedigen – immerhin ist auch *Jürgen Habermas* ein fleißiger und anspruchsvoller Autor, der jedoch theologisch breit rezipiert ist. Das Theorieprojekt *Luhmanns*, von ihm selbst als ›Abklärung der Aufklärung‹ betitelt, offenbart vielmehr, dass der christlichen Sozialethik eine höchst unangenehme Grundlagendebatte ins Haus stünde, würde sie sich näher mit *Luhmanns* Werk befassen. Die Scheu scheint zunächst berechtigt.

Auf der anderen Seite ist jedoch unverkennbar, dass die systemische Vorstrukturierung menschlicher Wirklichkeit in der entfalteten Moderne immer stärker ins Bewusstsein rückt. Überdeutlich ist geworden, dass der Rekurs auf normative Vernunft mit der systemischen Organisation moderner Gesellschaften konkurriert, und dass eine gegenseitige Wechselwirkung immer schwerer zu vermitteln ist. Selbst Handlungstheoretiker wie *Jürgen Habermas* konzedieren inzwischen die Überforderung der normativen Vernunft angesichts der Geschlossenheit und Eigenlogik systemischer Reproduktion.¹ Knapp gesagt: Angesichts so hochkomplexer Kreisläufe wie etwa dem internationalen Finanzsystem, der Reproduktionsmedizin oder der Verbindung von Hochleistungssport und Massenkommunikation fällt es immer schwerer, ethische Interventionen noch mit dem Hinweis auf argumentative Einsichtigkeit und personale Handlungsressourcen zu verbinden.

Das 10. Forum Sozialethik vom 04.–06. September 2000 legte sich genau diese Fragen vor und lud zu einer systemtheoretisch inspirierten Grundlagendebatte um die Gültigkeit des Personprinzips in der funktional differenzierten Moderne. Die Tagung war in drei inhaltliche Blöcke eingeteilt. Der Teil I verdeutlichte die Dimension der theoretischen Herausforderung, indem der Selbstanspruch des theologischen Personenprinzips mit den Herausforderungen der *Luhmannschen* Systemtheorie konfrontiert wurde. Teil II bot vier Varianten der Denkanstrengung, christliche Sozialethik im Dilemma zwischen Person und System zu positionieren. Teil III sollte demonstrieren, welches Lösungspotenzial der personale und der systemische Ansatz in einer konkreten Bereichsethik erwarten lassen.

Dass diese anspruchsvolle Theoriebatte kein akademisches Schaulaufen war, sondern sehr eng in die Alltagskultur moderner Gesellschaften eingebunden ist, wurde mit kurzen Einspielungen aus vier Hollywood-Filmen bewiesen. Hier zeigte sich, dass die moderne Inszenierung von ›Komik‹, ›Tragik‹ oder ›sittlicher Größe‹ aus einem einzigen Gegensatzpaar resultiert: dem von ›Person‹ und ›System‹.²

¹ Vgl. *Jürgen Habermas*, Faktizität und Geltung, Frankfurt 1992, 388f.

² Vgl. dazu die Analysen *Gerhard Schulzes* über das ›Lachen‹ in: *ders.*, Kulissen des Glücks, Frankfurt a. M.-New York 1999, 45–54.

ZU TEIL I: DIE DIMENSION DER THEORETISCHEN HERAUSFORDERUNG

Zu Beginn des ersten Teils wurde mit *Forrest Gump* ein Akteur vorgestellt, dessen unfreiwillige Komik darin besteht, dass er sich als normaler (nicht sehr kluger, aber herzenguter) Mensch in hochkomplexen Systemzusammenhängen (Militär, Sport, Wirtschaft, Politik) bewegt – und dabei enormen Erfolg hat. Immer wieder versuchen die Systeme, ihn zu vereinnahmen und ihn zum Rollenprotagonisten ihrer Anliegen zu machen. Aber Forrest Gump bleibt sich selber treu, und die Systeme müssen sich nach ihm richten. Genau das aber, die Abhängigkeit des Systems von einer Person (und nicht umgekehrt!), macht den Film zur Komödie.

Insofern bestätigt der Film für Gump die Grundforderung der theologischen Ethik: »Wurzelgrund nämlich, Träger und Ziel aller gesellschaftlichen Institutionen ist und muss auch sein die menschliche Person...« (GS 25). Wie dieser Satz und das in ihm transportierte Anliegen allerdings auch jenseits solcher charismatischer Gestalten wie Forrest Gump zu deuten wäre, führte *Klaus Arntz* (Münster) vor. In seinem Referat über »Die Unverzichtbarkeit personalen Denkens in der christlichen Ethik« skizzierte *Arntz* zunächst die Geschichte des Personbegriffes. Seine These lautete, dass die Rezeption des Personbegriffes bis heute stark von der Definition des *Boethius* (*persona est rationalis naturae individua substantia* – Person ist die individuelle Substanz einer vernünftigen Natur) geprägt ist. Diese substanzontologische Definition verdankt sich allerdings einem radikal anderen physikalischen Weltbild als dem heutigen und gerät daher in eine tiefe Ungleichzeitigkeit zu ethischen Fragestellungen der Gegenwart, wie man etwa in der bioethischen Diskussion sieht. Eine genaue historisch-systematische Recherche zum Personbegriff erbringt, dass schon im 12. und 13. Jahrhundert bei *Richard von St. Victor* und *Alexander von Hales* eine alternative Denkmöglichkeit des Personbegriffes eröffnet wird. *Hales* bringt als Definition: *Persona est hypostasis distincta proprietate ad dignitatem pertinente* – Person ist eine Hypostase, die durch eine die Würde betreffende Eigentümlichkeit unterschieden ist. Hier wird eine Metaphysik der Freiheit geboten, in der die letzte Zurechnung des Personseins gerade nicht aus der Ordnung der Natur gewonnen wird (wie bei *Boethius*), sondern aus der Ordnung des Moralischen, letztlich der Freiheit. Laut *Arntz* lässt sich von dieser Denkleistung des Hochmittelalters die entscheidende Linie weiter über *Kant* bis zur Erklärung der Menschenrechte 1948 ziehen. Allerdings zeigt sich in der gegenwärtigen Diskussion eine Hinwendung zu einem ereignislogischen Personbegriff – etwa bei *Peter Singer*, der das letzte Zuschreibungskriterium für die personale Würde in der Syntheseleistung des Bewusstseins sieht und nicht mehr in der (metaphysisch begründbaren) Anerkennung jedes Menschen als Freiheitswesen.

Arntz konnte v. a. durch diese philosophischen Klarstellungen eindrücklich den geistesgeschichtlichen Beitrag der jüdisch-christlichen Tradition für moderne Gesellschaften präsentieren, deren Ethos sich zweifelsohne in der Freisetzung des Subjektes gründet.

In befremdende Opposition hierzu stellen sich die gesellschaftstheoretischen Thesen *Niklas Luhmanns*, die *Werner Veith* (München) referierte. Im Vortrag »Die Gesellschaft ohne Subjekt in der Systemtheorie Niklas Luhmanns« führte *Veith* die Provokationen vor, die *Luhmann* dem von ihm so betitelten »alteuropäischen Erbe« einer personenzentrierten Sozialphilosophie beschert: Gesellschaftstheorien, die beim einzelnen Menschen ansetzen, werden von *Luhmann* abgelehnt, so dass Gesellschaft auch nicht mehr als eine Summe von Individuen und deren Beziehungen zu beschreiben ist. Mehr noch: Erst der explizite Verzicht auf die Vorstellung, dass eine Gesellschaft aus konkreten Menschen bestehe, erlaubt eine Theoriebildung, die den komplexen Verhältnissen der modernen Gesellschaft angemessen ist. Dementsprechend sind im Ansatz *Luhmanns* Personen bzw. psychische Systeme in der Umwelt sozialer Systeme angesiedelt, wobei als Grundstruktur des Sozialen Kommunikationen und nicht etwa Handlungen ausgemacht werden. Weiterhin ist die Gesellschaft bestimmt durch das Problem der Komplexität bzw. durch die Strategien, die zur Reduktion von Komplexität beitragen. Eine solche Reduktion wird erreicht durch die

Ausdifferenzierung in Teilsysteme mit ihrer jeweils spezifischen Logik, die eine zunehmende Distanz von Umweltirritationen erlaubt. Zu diesen Irritationen gehören u. a. auch normative Postulate, die allerdings nur dann kommunikativ wirksam werden können, wenn sie sich in die Codierung des Systems übersetzen lassen. Normative Postulate können keine gesellschaftsweiten Meta-Codes mehr darstellen, so dass die moralische Integration der Gesellschaft entfällt, da jene ohnehin der anfallenden Komplexität nicht gewachsen wäre.

Luhmanns Entscheidung für eine Gesellschaftstheorie, die den Menschen in die Umwelt sozialer Systeme ›verbannt‹, hat ihm den Vorwurf des Antihumanismus eingetragen. Tatsächlich sieht *Luhmann* sich gerade *nicht* in der Tradition der Aufklärung, sondern versteht seinen Entwurf als ›Abklärung der Aufklärung‹ und wendet sich damit gegen den Optimismus, man könne moderne Gesellschaften noch im Rekurs auf die (normative) Vernunft des Subjekts beschreiben.

Beide Eingangreferate hatten somit einen weiten Bogen gespannt, der in der anschließenden Diskussion noch einmal nachvollzogen wurde. Das Herausfordernde und das Überraschende, aber auch das theoretisch Riskante am systemtheoretischen Ansatz für die sozial-ethische Theoriediskussion stand klar im Raum. Auf der einen Seite konnte gezeigt werden, dass das christliche Denken mit dem Rekurs auf Person eine sowohl geistesgeschichtlich wie lebensweltlich enorm wirkungsvolle Ressource bereitstellt; auf der anderen Seite wurde transparent, inwieweit sich die Moderne – gleichsam als ihr eigenes Strukturprinzip – gerade von dieser Ressourcenzufuhr unabhängig gemacht hat.

ZU TEIL II: SOZIALETHIK OHNE PERSONPRINZIP? VIER DENKANSTRENGUNGEN, DEM DILEMMA ZU ENTKOMMEN

Der zweite Tag stellte vier Varianten sozialetischer Reflexion zur Diskussion, die das Dilemma von Person und System aufgreifen und in einem eigenen Entwurf bearbeiten. Als den Tag eröffnende Filmeinspielung wurde ein Ausschnitt aus dem Film *Matrix* gezeigt. Der Film thematisiert, wie stark die Systemimperative schon unser Leben beherrschen und fragt an, was angesichts von virtuellen Welten noch Wirklichkeit genannt werden darf. Er gibt das Gedankenexperiment vor, dass das, was wir als Leben bezeichnen und was uns das Leben lebenswert erscheinen lässt, nur Illusion, nur eine Computeranimation ist. *Matrix* zeigt Systeme, die sich ihre Personen halten – und Personen, für die der Schein wirklichen Lebens ausreichend ist. Sind also solche voraussetzungsvollen Begriffe wie ›Wirklichkeit‹, ›Person‹ oder gar ›Gottbebildlichkeit‹ einfach nur semantische Formeln zur Selbstberuhigung angesichts einer systemischen Wirklichkeit, die solcher Narkotika nicht mehr bedarf?

Ein profilierte Theorieentscheidung in dieser Grundsatzfrage wird vom Kommunitarismus angeboten. *Johannes Frühbauer* (Tübingen) referierte die ›Konzeptionen des moralischen Selbst. Denkanstöße aus dem Kommunitarismus‹. Einführend stellte er die Differenz zwischen dem kommunitarischen Denken und der Systemtheorie *Luhmanns* heraus. Betont *Luhmann*, dass in funktional differenzierten Gesellschaften keine soziale Integration qua Moral zu leisten ist, geht der Kommunitarismus von einer gegenteiligen Prämisse aus: Die für die Personen konstitutive Sozialität führt dazu, dass Gesellschaften über moralische Grundlagen verfügen, auch wenn diese allein über Traditionen vermittelt sind. Insofern ist ein direkter Bezug der jeweiligen Grundbegrifflichkeiten ›Community/Selbst‹ auf die Begriffe ›System/Individuum‹ nicht zu leisten.

Wurde so einerseits die Differenz des kommunitarischen Denkens zu *Luhmann* herausgestellt, fragte *Frühbauer* andererseits aber auch die Hyperindividualisierung als Gesellschaftsmuster kritisch an, da in ihr die Grundlagen der Gesellschaftskonstitution untergraben werden. Mit der Darstellung der Konzeptionen des moralischen Selbst bei *Michael*

Sandel, Charles Taylor und *Michael Walzer* rückte die Auseinandersetzung mit dem Liberalismus ins Zentrum. *Sandels* Kritik am »ungebundenen Selbst« und die damit verbundene Ablehnung vertragstheoretischer Argumentationen (z. B. *John Rawls*, Eine Theorie der Gerechtigkeit), wurde zum Ausgangspunkt der Frage nach den Dimensionen des Selbst, die durch Interessen, Identitäten und ideale Grundsätze charakterisiert werden. Ein solches »geteiltes Selbst« wird durch gesellschaftliche Traditionen konstituiert und trägt somit die moralischen Werte der Gesellschaft in sich. Diese werden aber gleichzeitig in einem Akt der Selbstkritik zum Gegenstand einer kritischen Reflexion. Der so dargestellte Komunitarismus nimmt also zwei Abgrenzungen vor: Die Gesellschaftskonzeption des Liberalismus, in der der soziale Bezug der Individuen zu kurz kommt, wird genauso zurückgewiesen wie eine systemtheoretische Gesellschaftsanalyse *Luhmanns*cher Prägung. Beiden Theorien wird die Rekonstruktion unterschiedlicher gesellschaftlicher Sphären gegenübergestellt, die sich gegenseitig begrenzen, aber auch durchdringen. Insgesamt werden also die moralischen Erhaltungsressourcen der Gesellschaft aus dem sozialen Miteinander von zueinander loyalen bzw. solidarischen Individuen gewonnen.

In einem zweiten Ansatz stellte *Markus Pfannkuchen* (Köln) »Die Subjektkritik bei Michel Foucault und die *Ästhetik der Existenz*« vor. Durch eine Umkehrung der sozialetischen Fragestellung »Wie können handelnde Subjekte Gesellschaft gestalten?« in die Frage: »Wie gestaltet soziale Interaktion Subjekte?« wurde der Rahmen der *Foucaults*chen Analysen abgesteckt. In ihnen wird eine Rekonstruktion humanwissenschaftlicher Diskurse und machtförmiger Praktiken der Subjektconstitution unternommen. Um dies gewährleisten zu können, wird für *Foucault* eine zweifache methodische Einklammerung notwendig: Weder die intentionalen Handlungen der Subjekte selbst, noch die Bedeutung und Sinnhaftigkeit der Formen der Subjektconstitution können Gegenstand der Untersuchung sein. Allein die Struktur des Diskurses und der machtförmigen Interaktion werden analysiert. Eine solche Untersuchung von Wissensformationen und Machteffekten kann zeigen, dass nicht allein menschliches Handeln immer schon in einem vorstrukturierten Raum stattfindet, sondern dass auch das menschliche Selbstverständnis und sogar das Verständnis des Subjekts selbst auf konkrete Diskurse und Machtwirkungen zurückzuführen ist – dass also moderne Subjekte vielleicht in erster Linie als Effekte von Wissens- und Machtsystemen anzusehen sind. Einen Ausweg aus dieser Situation erkennt *Michel Foucault* darin, das Subjekt als ein »ästhetisches«, als dasjenige, das sich selbst entwirft, neu zu denken. Dies ermöglicht es, dem Widerstand gegen normierende Effekte der Humanwissenschaften und der modernen Machtpraktiken einen Ort in der Analyse zu geben. Es sind also nicht mehr allein die Systeme des Wissens und der Macht, die Subjekte gestalten, sondern das sich selbst in Absetzung zu den normalisierenden Subjektivierungstechniken gestaltende Subjekt kann Träger von Widerstand sein.

An diesem Punkt wurde aber die Problematik der Normativität sozialetischer Reflexion aufgeworfen. Die Analysen *Foucaults* können als antinormativ verstanden werden, so dass sie in einem spannungsgeladenen Verhältnis zu einer normativen Sozialetik stehen. Wenn bei *Foucault* das Subjekt als ästhetisches einen neuen Platz gefunden hat, so teilen seine Analysen doch eine zweite Hypothek mit der *Luhmanns*chen Gesellschaftstheorie: Es handelt sich um das Problem der Normativität, also der Frage, ob bzw. wie das im Subjektbegriff so gewonnene Potenzial für normativ geleitete Gestaltungsfragen der systemisch differenzierenden Gesellschaft fruchtbar gemacht werden kann.

Der Nachmittag war weiteren zwei Entwürfen gewidmet, die den Ansatzpunkt ethischer Innovationen vom Subjekt weg in die Systemorganisation hinein verlegen. Als bedrückende Filmeinspielung wurde die Schlussrede von *Oscar Schindler* aus dem Spielberg-Film *Schindlers Liste* gezeigt. Der Fabrikant, der während des Krieges über 1.100 Juden vor dem Zugriff der Nazis retten konnte, spricht unmittelbar vor Kriegsende zu diesen seinen jüdischen Zwangsarbeitern. Es wird deutlich, dass *Schindler* ein Verbrecher war, der durch die Ausbeutung der Juden zu Ansehen und Reichtum gekommen war. Gleichzeitig zeigt die Dankbarkeit der Juden gegenüber *Schindler*, dass keiner gerettet worden wäre, hätte

Schindler nicht seine Rolle gespielt. Nur durch seine Reduzierung der Juden auf ihre Arbeitskraft in der Rüstungsindustrie konnten sie als Menschen überleben. Dieses Beispiel wirft die Frage auf: Kann man nur noch in und mit dem System sittliche Größe beweisen? Muss man ein Verbrecher werden, um ein guter Mensch zu sein?

Im thematischen Teil präsentiert zunächst *Clemens Dölken* (Magdeburg) den Vortrag ›Personen, Institutionen und das Denken in gesellschaftlichen Ordnungen. Der Ansatz der Ordnungsethik.‹ Dieses ethische Konzept wurde v. a. vom Wirtschaftsethiker *Karl Hohmann* entwickelt und geht auf die Problemanalyse zurück, dass moderne Gesellschaften moralische Intuitionen nur in ihren Rahmenordnungen implementieren können, nicht aber in den Handlungsvollzügen innerhalb der Systeme. Moralisch handelnde Individuen können sich auf Dauer nicht gegen die Eigenlogik der Systeme verhalten, weil sie dann von den Rollenträgern des Systems systematisch ausgebeutet werden. Moral kann sich nur im Windschatten der Systemanreize durchsetzen, nicht gegen sie. Wer hinsichtlich der moralischen Standards in den Systemen Innovationen durchsetzen will, muss dies auf der Ebene der Rahmenordnung tun. Denn hier werden die Handlungsbedingungen für die einzelnen Personen innerhalb des Systems gesetzt. Weil von niemandem das Unmögliche moralisch verlangt werden kann (*ultra posse, nemo obligatur*), gilt in dieser gesellschaftstheoretischen Wendung der Satz: Die Implementation einer moralischen Norm schlägt auf ihre Geltung zurück.

Dölken informierte über die Fortentwicklung des ordnungsethischen Ansatzes, der das ökonomische Paradigma des klassischen ressourcenorientierten Denkens in das Paradigma der so genannten Interaktionsökonomik verändert hat. Die Interaktionsökonomik führt Lösungsmöglichkeiten in ethischen Konfliktfällen nicht auf die Entscheidungsfunktion isoliert nutzenmaximierender Akteure zurück, sondern auf die kollektive Entscheidungsmatrix interagierender Akteure. Als Grundmodell wird jede Interaktion in einem Schema konfligierender Interessen dargestellt: der Gefangenendilemmastruktur. Diese Konfliktstruktur sowie die (rein methodische!) Annahme, dass jeder Akteur rationale Nutzenmaximierung betreibt, wird fix gesetzt. Jetzt kann nach der empirisch gegebenen Anreizstruktur für die handelnden Akteure gefragt werden, mit der das ganze Konfliktschema in den Optimalfall wechselseitiger Vorteilnahme überführt werden kann.

Einen ähnlichen, allerdings weniger ökonomischen Entwurf stellte *Matthias Sellmann* (Hamm) vor. Das Thema hieß: ›Die akteurtheoretische Erweiterung der Systemtheorie. *Sellmann* bot ein Spektrum von Argumentationen aus der politologischen Steuerungstheorie. Diese Disziplin steht angesichts von *Luhmanns* normativer Skepsis hinsichtlich gestaltender Interventionen in systemisch geschlossene Zusammenhänge vor ähnlichen Problemen wie die theologische Ethik. Zunächst ist ja in *Luhmanns* Theorie der autopoietischen Geschlossenheit sozialer Systeme kein Platz für externe Steuerung. Was aber ist dann die Aufgabe der Politik? Wie kann das soziale Ganze integriert werden? Gibt es überhaupt keinen Bedarf an Steuerung mehr? Im Nachgang dieser Fragen hat sich eine kritische Strömung gegenüber *Luhmann* formiert, die zunächst nach Inkonsistenzen in seinem Theorieprogramm fahndet, um dann einen Ansatzpunkt für steuernde Interventionen zu identifizieren.

Die Kritik an *Luhmann* wird hauptsächlich an dessen Medientheorie festgemacht. Der Einwand lautet, *Luhmann* habe die Verbindung der drei gesellschaftlichen Ebenen Interaktion, Organisation und System nicht geleistet und außerdem für die Entwicklung der symbolisch generalisierten Medien einen überholten Evolutionsbegriff verwendet. *Sellmann* stellte die Steuerungstheorien von *Uwe Schimank*, *Helmut Willke* und *Renate Mayntz/Fritz Scharpf* vor. Alle landen bei der verhalten optimistischen These, dass es über die bewusste Etablierung von intersystemischen Verhandlungssystemen gelingen kann, die Selbststeuerung intra- und intersystemischer Reflexionsprozesse anzuregen. Diese Verhandlungssysteme sind die Vermittlungsmedien zwischen den gesellschaftlichen Ebenen, die *Luhmann* ausgeblendet hatte. Dem politischen System kommt die Aufgabe zu, diese intersystemischen Interdependenzen mit Infrastruktur, Kooperationsanreizen und Visio-

nen zu versorgen. Genau diese Befunde können nach *Sellmann* als enorme Herausforderung der christlichen Kirchen gelten – denn woher soll der politische Sektor diese Leistungen beziehen? Er ist auch hierfür auf gesellschaftliche Akteure angewiesen. Genau für diese Dienstleistung könnten sich die Kirchen als normative Netzwerke organisieren, um den politisch-gesellschaftlichen Verhandlungssystemen ihre jüdisch-christliche Semantik anzubieten. Vieles spricht dafür, dass die Einheitsidee der christlich-jüdischen Tradition anderen (etwa esoterischen) Semantiken überlegen sein wird, weil sie sich sowohl personal wie systemisch repräsentieren lässt und sich damit in die gesellschaftlichen Ebenen integrieren kann.

Der ganze Tag hatte damit ein breites Panorama vor Augen gestellt, wie theoretisch solide Ansatzpunkte ethischer Interventionen in die funktional ausdifferenzierte Moderne markiert werden könnten. In allen vier Angängen spiegelt sich die Grundlagenproblematik, dass Ethik adressierbar sein muss und daher in irgendeiner Weise Akteure zu modellieren hat; dass andererseits aber immer die systemisch-kommunikative Verortung dieser Adressaten in ihrer bestätigenden wie konterkariierenden Wirkung zu veranschlagen ist. Dabei unterscheiden sich die Ansätze sowohl in der Frage, welche Größen als Adressaten identifiziert werden, wie auch in der Einschätzung, wie stark die systemische Einbindung auf den Prozess ethischer Intervention durchschlägt.

ZU TEIL III: DIE THEORETISCHE DEBATTE IN DER KONKRETION: DAS BEISPIEL ›BIOETHIK‹

Der dritte Abschnitt des Forums sollte das Potenzial des personal- und des systemtheoretischen Denkens angesichts konkreter bioethischer Dilemmata vor Augen führen. Der Einstieg wurde mit der vierten Filmsequenz aus der *Truman Show* vollzogen. Der Film zeigt einen Menschen, der als Baby von einer Fernsehproduktionsfirma adoptiert und dessen Leben anschließend ohne jede Unterbrechung gefilmt wurde. Trumans Heimatstadt ist, ohne dass er es weiß, ein riesiges Filmstudio, und alle Bezugspersonen (Eltern, Ehefrau, Freunde usw.) sind Schauspieler. Irgendwann ahnt Truman sein Schicksal und flieht. Noch einmal versucht der Regisseur der Sendung ihn aufzuhalten, doch Truman findet (im künstlichen Himmel!) eine Ausgangstür aus dem Studio und geht hinaus. Insofern plädiert der Film dafür, dass Personen aus ihren systemischen Bezügen aussteigen können. Ist dem wirklich so? Gibt es eine Exit-Option – siegt, wie bei Truman, am Ende doch die personale Dimension? Mit diesen Fragen stieg das Forum in die bioethische Konkretion der Grundlagendebatte.

Den Auftakt bildete das Referat von *Frank Peusquens* (Wachtberg) ›Keine Aufweichung des Personenbegriffs in der Bioethik! Ein Plädoyer. Ausgehend von der Fundierung des Personenbegriffs durch *Kant* in der zweiten Formulierung des kategorischen Imperativs: ›Handle so, daß du die Menschheit, sowohl in deiner Person, als in der Person eines jeden anderen, jederzeit zugleich als Zweck, niemals bloß als Mittel brauchst‹³, wurde der in der Bioethik verwendete Personenbegriff als reduktionistisch gekennzeichnet. Ein Überblick über die Entwicklung eines solchen empirisch begründeten Personenbegriff führte über dessen Ausgang bei *John Locke* zu seiner Radikalisierung in utilitaristischen Ethiken. *Peusquens* macht einem solchen Personenbegriff zum Vorwurf, dass die Personenwürde an den Interessen der betroffenen Personen orientiert sei, diese aber aktiv und explizit formuliert werden müssten. Hierin wurde eine Trennung des Personenbegriffs vom Menschsein ausgemacht, da potenziell Betroffene (Embryonen, Schwerstbehinderte, Wachkoma-Pa-

³ *Immanuel Kant*, Grundlegung zur Metaphysik der Sitten (= Werkausgabe Bd. VII), hrsg. von *Wilhelm Weischedel*, 11. Aufl., Frankfurt a. M. 1991, BA 66–67 (Hervorh. i. Orig.).

tienten) nicht im Stande sind, ihre Interessen zu formulieren. Einen Ausweg aus diesem Dilemma kann aber allein ein Personenbegriff gewährleisten, der nicht an empirischen Befunden festgemacht wird, sondern die unbedingte Personenwürde eines jeden Menschen verbürgt. Hierzu rekurrierte *Peusquens* auf die Unterscheidung von ›Etwas‹ und ›Jemand‹ (*Robert Spaemann*), die ebenfalls an der metaphysischen Begründung des Personenbegriffs festhält.

Die bioethische Problematik wurde im Anschluss an dieses Referat – entsprechend seines Charakters als Plädoyer – kontrovers diskutiert. Der stärker individuellethischen Argumentation wurde eine sozialetische Fragestellung gegenübergestellt: Angesichts begrenzter Mittel und Ressourcen ist es in Dilemma-Situationen notwendig, eine Entscheidung zu fällen, die nicht mehr allein in die Personenwürde getroffen werden kann. Konkret: Wie können bei angespannten oder bereits ausgeschöpften Etats Entscheidungen für oder gegen bestimmte medizinische Behandlungsmethoden und Patientengruppen getroffen werden?

Im zweiten Referat von *Sigrid Graumann* (Tübingen) ›Wann und wie beginnt menschliches Leben? – Der gesellschaftliche Bewertungsdiskurs‹ wurden die Themenfelder und Akteure des gesellschaftlichen Diskurses über bioethische Fragestellungen analysiert. Der systemische Ansatz dieses Vortrages lag in dem Nachweis, dass selbst normative Bewertungen keine Monopolsphäre des Personalen sind, sondern ebenfalls von Systemdiskursen erzeugt und handelnden Personen vorgegeben werden können. Die Grundthese des Referats lautete: Sowohl der akademische (Wissenschaftssystem) als auch der öffentliche Diskurs (massenmediales System) sind für die Beurteilung bioethischer Fragestellung von Relevanz. Zur Untermuerung dieser These wurde eine Analyse der öffentlichen Diskussion anhand einer Auswertung von Zeitungen und Zeitschriften für den Zeitraum von 1995 – 2000 vorgestellt. Der Kreis der Akteure dieses Diskurses beschränkt sich auf eine kleine Anzahl von (Wissenschafts-)Journalisten. Die Berichterstattung durch diese Autoren bemüht sich um Ausgewogenheit in der Darstellung der unterschiedlichen Positionen. Neben ihnen kommen auch Spezialisten – wobei es sich hierbei ebenfalls um eine überschaubare Gruppe von Bioethikern handelt – zu Wort. In den Expertendiskussionen der Printmedien werden im Gegensatz zu den stärker darstellenden Artikeln durchaus kontroverse Positionen vertreten. Soziale Bewegungen (Behinderten- und Frauenverbände), aber auch die Kirchen kommen dagegen in der Diskussion in sehr viel geringerem Umfang zu Wort.

Die Themenfelder des öffentlichen Diskurses verfügen über eine große Bandbreite: Die aktuellen Fragestellungen der Bioethik (Präimplantationsdiagnostik, Keimbahntherapien etc.) werden in einen historischen und sozialen Kontext eingeordnet. Die genetische Forschung wird kontrovers diskutiert, besonders im Hinblick auf den Schutz von Embryonen. Ebenso werden auch Chancen und Gefahren der Präimplantationsdiagnostik thematisiert: Der Ablehnung von paternalistischen Eingriffen in die persönliche Lebensführung wird die Kritik an der Vision einer leidensfreien Gesellschaft als einer Wiederbelebung der Eugenik gegenübergestellt. Den Kern dieser Auseinandersetzungen bilden die Debatte um den Kinderwunsch von Eltern und die Bewertung des gesellschaftlichen Wandels durch die Etablierung von Bio-Technologien. Besonders unter Berücksichtigung dieses letzten Punktes kann man von einer sozialetisch relevanten Fragestellung des öffentlichen Diskurses sprechen. Demgegenüber ist der bioethische Expertendiskurs stärker individuellethisch orientiert: Die in ihm behandelten Fragestellungen beziehen sich in stärkerem Maße auf die Themenkomplexe ›Schutz von Embryonen‹ und ›Legitimität des Kinderwunsches von Eltern‹.

Die Positionen des akademischen Diskurses finden Aufnahme in den öffentlichen Diskurs, der über die Medien geführt wird. Der umgekehrte Weg wird aber nicht beschritten: Die sozialetischen Fragestellungen des öffentlichen Diskurses werden im Expertendiskurs nicht in vergleichbarem Maße aufgenommen. Hieraus lässt sich ableiten, dass Prozesse gesellschaftlicher Veränderung nicht allein dem Urteil von Experten überlassen werden können, sondern dass die öffentliche Auseinandersetzung über die Medien unerlässlich für die

Selbstverständigung moderner Gesellschaften ist. Ausgehend von einer solchen Diskursanalyse konnte damit ein weiteres Element für die sozialetische Beurteilung bioethischer Fragestellungen ausgewiesen werden. Neben dem Kriterium der Personenwürde steht das Kriterium der Selbstverständigung moderner Gesellschaften über ihre Veränderungen.

Es zeigt sich also, dass die Gesellschaft – ganz im Sinne *Luhmanns* – in den Systemen selbst Reflexionskompetenzen und Selbstthematisierungen entwickelt und diese über die Massenmedien in die normativen Debatten einspeist. Überspitzt formuliert, bedarf es also noch nicht einmal bei Bewertungsdiskursen eines personalen Ethos. Gleichzeitig weist jedoch das Ausblenden ganz bestimmter Diskursgruppen – wie eben Behindertenverbände, Kirchen oder NGOs – darauf hin, dass die systemisch induzierte Reflexion über die gesellschaftliche Entwicklung von bestimmten ›blinden Flecken‹ geprägt ist. Diesen Befund kann man in zwei Richtungen ausdeuten: erstens liegt der Verdacht nahe, dass die systemisch generierte Information der Gesellschaft über sich selbst mangelhaft ist und bestimmte Folgeprobleme erwarten lässt; und zweitens, dass es den ausgeblendeten Diskursen besser gelingen muss, in die systemisch vorstrukturierten Bahnen der normativen Selbstthematisierung hineinzukommen, um überhaupt Wirkung zu erzielen. Konkret hieße das für christlich sozialetisch inspirierte Gruppen, dass sie etwa eine bessere Öffentlichkeitsarbeit zu organisieren hätten, die einkalkuliert, dass ihre Informationen in den sozialen Systemen – etwa im Wissenschafts- oder Mediensystem – eigenlogisch verarbeitet werden.

Dieser Forderung vorangeschaltet ist allerdings das Bemühen um ein systemtheoretisches Grundverständnis von Gesellschaft. Diesen Lerntransfer für gesellschaftlich agierende kirchlich-normative Gruppen hätte die christliche Sozialetik zu leisten: Sie muss ihre Scheu vor der Systemtheorie überwinden.

Markus Pfannkuchen, Studium der Katholischen Theologie und der Geschichte, ist zur Zeit Studienreferendar am Otto-Hahn-Gymnasium in Monheim am Rhein.

Matthias Sellmann, Dipl.-Theol., ist theologischer Grundsatzreferent an der Katholischen Sozialetischen Arbeitsstelle (KSA), Hamm.

Werner Veith, Dipl.-Theol., M. A., ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Moraltheologie und Christliche Sozialetik an der Ludwig-Maximilians-Universität München.